

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 48

Artikel: Vroneli
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdrucker, Bern

Bern, den 1. Dezember 1923

Bestalinnen.

Von Hanne Heß.

Frauen tragen ihre Seelen
Lichtern gleich in zarten Händen.
Wehe! Die ihr Auge wenden,
Lassen ihre Klammern schwelen.

Doch die andern sorglich gehen
Und ihr Auge ängstlich wachet,
Daß kein Glutwind jäh entfacht
Ihre Klamm' mit wildem Wehen.

Schützend breiten sie die Hände —
Wie die Blätter weißer Blüten
Dicht des Kelches Glut behüten, —
Um der Ampel goldne Wände.

Broneli.

Erzählung von Josef Reinhart.

1

Als der Schnee auf den alten Tannen hinter dem Dorfe lag, war Broneli in seinem Häuslein wieder so einsam wie im Grab. Und auf dem schmalen Fußweg, der durch die Matten sich zieht, sah man keinen Tritt mehr.

Am Waldsaum kauert das Hüsl, scheu und verschämt wie ein verschupptes Menschlein. Fußhoch liegt der Schnee auf dem Strohdach, und die rauchtrüben Eiszapfen reichen nah bis zum Boden; zwei Fenster schauen ins Schneeland hinaus wie schwache Blinzelauglein unter tiefem Schirmdach herfür.

Still ist's da oben; das Geißlein ruft einmal vor Langezeit aus seinem Schopf herüber, oder ein Vogel oder Hühnlein pickt auf dem ausgetretenen Holztritt.

Einmal geht langsam die schwarze Tür von innen auf, und Broneli tritt aus dem dämmerigen Raum der Küche; vornübergebeugt, trippelt es heraus an seinem Stock, und das irdene Schüsselchen zittert ein wenig in der dürren Hand.

Die schwachen Augen blinzeln vor dem frischgefallenen Schnee, und wie es mit zittriger Stimme seinem Hühnlein ruft, hebt es die Hand mit dem Stock über die Stirn. Einen Augenblick steht es vor der Tür und schaut, wie vor einem großen Bild staunend, in die starre Winterstille hinaus, knüpft dann das rote Kopfstuch fester unter dem spitzen Kinn, streicht eine dünne Strähne weißer Haare fast hastig zurück, und wenn jetzt aus dem Schuppen nebenan das Geißlein ruft, liegt wieder das müde Lächeln auf dem aschgrauen Faltengesicht. Als es hastig mit einer Handvoll Futter nach dem Stalle humpelt, tönt ein lieblosesendes Trösten aus Bronelis Wort. Wie zu einem Menschen hat es in seinem Alleinsein zum vertrauten Stalltier reden gelernt.

Und es muß immer ein Weilchen bei ihm stehen und zu ihm reden.

„Ja,“ sagt's „gelt, hast auch lange Zeit, bist vergessen und allein, wie's Broneli, du! Kommt nie ein Mensch zu uns! Wär wohl ein Wunder, wenn einer käm!“

Und streichelt mit magerer Hand das Tier, das aus großen Augen zu ihm aufschaut, als ob es das Wort vom Einzigein auch verstehen könnte. Dann geht die Stalltür wieder zu, noch einen Blick wirft Broneli hinauf nach dem Wald; schauernd wendet es sich zur Tür und humpelt an seinem Stock ins Stüblein.

Am Fenster ist sein Platz, den Tag hindurch; da nimmt es das Stridzeug wieder auf, zählt und hält es mühsam gegen die kleinen Scheiben. Und es seufzt einmal, wie die Schwarzwälderin an der Wand. Langsam, als koste jeder Schlag ihr Mühe, gibt sie die Stunde an: „Nümm lang!“ Das will ihm nicht mehr aus dem Kopf, während die Dämmerung ins Stübchen schleicht.

„Ja, hast recht, du an der Wand! Nümm lang!“

Und es denkt, wie vor Monaten die Arbeit noch durch die Hand geglitten, und jetzt! So will's und will's nicht mehr, schwer die Nadel und wie ein ewiger Nebel vor den Augen. Und am heilig Frauentag ging's noch leicht fast durch den Feldweg zur Predigt und zum Hochamt. Es hört des Pfarrers Wort noch immer.

Jetzt läßt Broneli das Stridzeug fallen in den Schoß, und sein Blick geht hinaus, übers Schneefeld weg, wie wenn er dort draußen hinterm Wald und Dörflein etwas Schönes erreichen könnte. Und derweil ist's still im Stübchen. Nur an der Wand die Uhr seufzt immerfort. Und

etwa das verlorene Summen einer Fliege irt aus der dunklen Ede.

Broneli hat die Hände im Schoß gefaltet, wie wenn es betet; aber es ist kein Gebet, der Rosenkranz hängt neben der Tür am Weihbrunnenkrüglein.

Es denkt zurück; das war jetzt noch jeden Dämmerabend so, wenn die Lichter im Dörflein angingen, eins nach dem andern. Es ist jetzt noch Bronelis schönste Zeit. Da verweilt es eine Stunde fast, wie ein Kind an seinem Bilderbuch, und wenn Bild um Bild vor dem Auge sich malt, da wird in die Zeit wieder kurz, wie vor manchem Jahr, und wie das Winterfed, wenn ein Sonnenbild darübergeht, erhellt sich seine Stirn. Es ist in einer andern Welt, die liegt fünfzig Jahre hinter ihm. Jung ist es wieder, ein Maikli, unscheinbar, es ist wohl wahr, eins, das niemand ansieht, das niemand gern hat als sein Muetli. Und noch jemand!

Dort unten, wo der morsche Holunder steht, wohnte die Wäscherin mit dem Büblein; der Friedli, das war Bronelis Kamerad, sein einziger, das ganze Leben lang. Im Sommer beinelten sie selbender ins Holz in die Beeren, suchten Haselnüsse und rote Hagebutten. Und im Winter hatte er ihm den Weg gebahnt im Schnee zum Dorf hinab. Aber am schönsten war es im Sommer, wenn sie die Beerenkrättchen an die Schnur banden, und auf dem Heimweg, wenn goldene Streifen zwischen den Stämmen lagen. Der Friedli sang bis hinter Bronelis Haus, dann hielt er an, sagte gute Nacht, und es stand noch ein Weikchen und sah ihm nach, es wußte selber nicht, warum es stehenblieb, bis die Mutter auf der Schwelle erschien.

Fünf, sechs Jahre dauerte die Herrlichkeit; dann ging er in die Stadt zur Schule; die Herrschaft, der die Mutter wußt, bezahlte für ihn, daß er geistlich werden konnte.

Broneli durfte selten mehr mit ihm reden; aber es war fast froh; es war ein dummes Maikli, und alles war fast froh; es war ein dummes Maikli, und alles sagte, wie geseheit er sei. Wo hätt' es da die Worte suchen müssen.

Im Herbst durfte es noch einmal mit Friedli reden. Die Glocken läuteten auf den Matten, blaue Räuchlein stiegen den Hügeln nach, und die Bäume warfen lange Schatten, da wäre Broneli auch gern noch einmal mit den Kühen und Geißen gegangen, wenn es jaulchen hörte auf den Weidmatten. Aber das schidte sich nun nicht mehr für Broneli, es mußte nähen auf Tod und Leben; dort unten, wo der Wäscherin Matte an ihren Garten stieß, da weidete einer seiner Mutter Kuh, in der Hand ein Buch, worin er eifrig studierte, und das war Friedli, der geistliche Student, der daheim in der Vakanz war. Broneli hätte gern wieder einmal ein Wörtlein von ihm gehört und ihm von nahem ins Gesicht gesehen, aber erst als die Mutter in die Küche ging, durfte es einen Blick tun. Er war groß geworden in dem Jahr und hübsch.

„Aber nein, was denkst! Was will der reden mit dir! Er will ja geistlich werden!“

Auf einmal, wie Broneli aufblickt, steht Friedlis Kuh am Gartenhaag und frist zwischen den hölzernen Latten das Kraut ab; Broneli erschrickt fast, weiß nicht, ob es rufen will, steht auf; da fährt das Tier zusammen, nimmt einen Sprung und ist fort. Broneli wirft das Nähzeug

hin, eilt dem Tiere nach, dem Waldbrand zu. So andächtig ist der Student gewesen bei seinem Buch, daß er sein Rühlein laufen ließ. Aber wohl, jetzt wirft er sein Buch beiseite und läuft dem Mädchen zu Hilfe; das ist einmal flink, rot wird sein Gesicht wie das letzte Röslein, als es dem Knaben das Tier an der Halfter bringt.

„Da, nimm!“ will es sagen, und auf und fort wie ein Hühnlein. Aber wie es ihm die Halfter reicht, streifen sich ihre Hände, und ihre Augen begenen einander. Broneli fährt scheu zurück, und davon ist's. Im Fliehen sieht es noch die schwarzen Augen und hört seine Stimme: „Du, dank dir, Broneli!“ —

Seither konnte es nie mehr mit ihm reden. Friedlis Mutter zog in die Stadt zu einer Herrschaft, und als er geistlich war und fortkam auf eine fremde Pfund, nahm er die Mutter mit und behielt sie bei sich, bis sie starb.

Und Broneli blieb daheim, und niemand kam die langen Jahre und fragte, wie es lebe. Seine Mutter trugen sie ihm auch hinab, und fast so still wie auf dem Kirchhof die Mutter hatte es Broneli in seinem Häuslein.

Aber den Friedli und sein letztes Wort konnte es nie vergessen, und wenn es die ungezählten Sonntage vor dem Häuschen saß, nahm es die Erinnerung hervor wie ein Bilderbuch und lebte wohl daran. Es mußte lächeln, daß es närrisch sei, daran zu denken; aber für ein Stündlein schien ihm die Sonne heller, und die Rosen am alten Stod im Garten blühten röter, und wenn im Winter die Ampel auf dem Ofen schwelte und die Wanduhr tickte, schloß es die Augen und ließ das Stüdlein Sonnenland aufleben aus jener Zeit, und ein traurig Lächeln ging über sein Gesicht, wenn das Geißlein rief und es weckte aus dem Traum: „Du, dank dir, Broneli!“

So ging manches Jahr vorüber, und Broneli blieb allein, und die Jahre gruben ihm Zeichen ins Gesicht, und jeder Winter wob ein paar weiße Fäden in das Haar. In Einsamkeit ward es ein altes, weißes Broneli und war vergessen wie ein unscheinbares Blänzlein.

Einmal wohl im Monat, wenn der Korb mit Nähzeug sich gefüllt, band Broneli das rote Kopftuch um, schloß das Häuslein ab, legte den Schlüssel hinter den Goldlad am Küchenfenster. Dann sah man's mit gekürztem Süpplein der Stadt zustreben. Im Laden am Marktplatz stand der Herr und zählte ihm sein Löhnlein auf den Tisch, und während das Maikli mühsam seine Bagen zusammenstrich, lächelte er etwas und sprach ein paar Worte vom Wetter und vom Jahr, und wenn es freundlich und lächelnd Abde gesagt, trat es in Borers Laden, kaufte seinen Vierling Kaffee und sein halbes Pfündlein Zucker, und dann zog Broneli wieder zur Stadt hinaus. Manchmal auch reichte es zu einem weißen Semmelwecken.

Auf dem Werthof hinter der Stadt, wo die Bant unter den Linden noch heute beim Brunnen steht, saß es fast jedesmal nieder, bevor es an den großen Rain vor seinem Dörflein kam. Während es sein Weiklein aß und von Zeit zu Zeit Brosamen und Krümchen aus der Schürze tupfte, zählte es nochmals sein mageres Geld, wuschte dann die Schürze glatt und nahm den Heimweg wieder auf.

Der Sonntag war immer ein großer Tag für Broneli. Wenn vom Dorf das erste Glodenzichen kam, nahm es

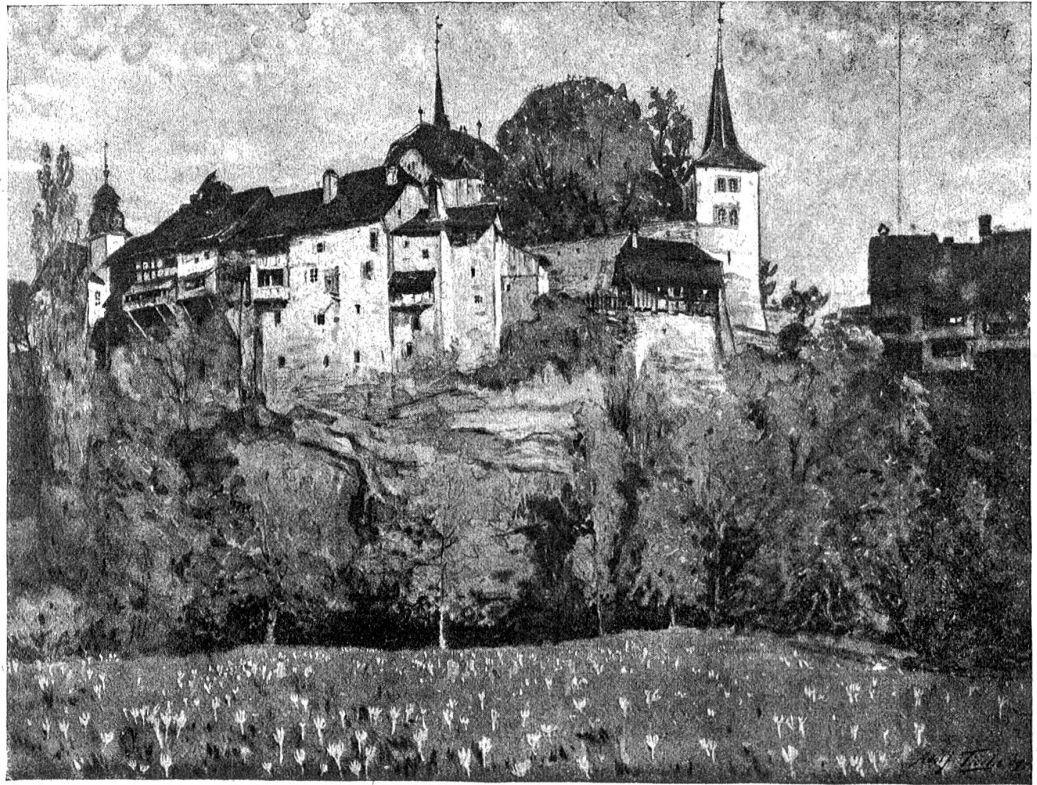
den geblühten Schal aus dem Schrank, setzte das Häubchen mit den blauen Verbenen auf, und mit dem großgedruckten Gebetbuch ging es sitzhaft durch die Wiese, dem Dorf, der Kirche zu. Dort sah man's jahraus, jahrein in der gleichen Bank vor dem Muttergottesaltar; es hörte dem Pfarrer zu, nahm auch einmal im Sommer ein Nüchlein, las seine Messe auf den vergilbten Blättern, betete noch ein Vaterunser für die Mutter und die armen Seelen, und wenn es das Weihwasser empfangen, ging es auf den Friedhof, trankte das Geraniumstöcklein auf dem Grab und goß

Weihwasser in die Schale. Wenn's im Dorf Mittag läutete, kroch Broneli den Feldrain hinan, und während es den Sonntagsstaat im Schrank versorgte, dachte es an sein Festtagsmahl. Und wenn es sein Süsslein gegessen und seine Tierlein zufriedengestellt, setzte es sich auf die Bank unter dem Hausdach, mit dem „Kempis“ in der Hand. Etwa fielen ihm die Augen zu, etwa hielt es die Hand an die Stirn und träumte etwas ins Dorf hinab, und dann war wieder die Zeit der Erinnerung.

„An ihn denken ist Sünd!“ meinte es früher, schaute rasch ins Büchlein und las. Aber als die Zeit der Silberfäden kam, da wußte es, daß ihm der Herrgott nicht mehr zürnte, wenn es an den Friedli dachte, der geistlich war.

Und doch sah es ihn noch einmal und noch manchmal und erlebte dabei noch Sonnenschein an seinem späten Abend.

Nach manchem Jahr, am letzten Frauentag, als schon die Augen den trüben Schleier hatten, sah es an einem Sonntag in seiner Kirchenbank. Einmal und wieder einmal hob es den Kopf; dort vorn im Chor saß ein Herr im weißen Haar, ein Geistlicher wohl aus der Stadt, dachte Broneli. Aber als es seiner Mutter das Weihwasser gab, vernahm es, wer es war. Der Friedli, der war müd geworden auf seiner Brund im fremden Dorf und heimgekehrt ins Pfarrhaus, wo sie ihm ein heiter Stüblein aufgetan hatten, darin er ruhen konnte von seiner Hirtenmüh. Eine Messe lesen in der Früh und die Kranken besuchen und trösten, so wollte er seinen Abend im Heimatdörflein verbringen. Am Nachmittag mußte Broneli einmal bitter lächeln, daß es so schwach im Kopf und alt geworden, weil es nicht mehr andächtig lesen konnte. Wohl schüttelte es den Kopf; aber das Bild von Friedli war die ganze Woche vor seinen Augen.



Adolf Lièche: Herbst in Moudon.

Am Samstag macht es so armützig wie sonst seinen Weg aus der Stadt und will dem Dörflein zu. Wer kommt dort um die Biegung der Straße, gebückt am Stock, wie wenn er etwas suchte, und weiße Loden ringeln sich unterm Hut hervor?

Broneli geht am Straßenrand. Beim ersten Blick fährt's ihm durch den Kopf: der Friedli; das ist sein Schritt, wie einst, nur mühsamer jetzt.

„Tag, Herr!“ macht's und will vorbei. Jetzt aber steht er still, zieht den Hut, und die kleinen, muntern Augen schauen aus roten Bäcklein freundlich hervor, die Hand reicht er ihm, es schaut langsam auf wie ein Kind, das sich gefüchtet.

Aber er redet, und die Freude lacht aus den Augen und den Worten: „Gottwilche! So! Gottwilche Broneli, immer gund und zweg?“ (Fortsetzung folgt.)

Adolf Lièche.

Die Ausstellung der Werke Adolfs Lièches in der Kunsthalle wird morgen Sonntag geschlossen. Sie hat einen ganz außergewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen; seit der Hodler-Ausstellung vermochte kaum ein Kunstanlaß so viele Besucher in die Kunsthalle zu locken. Man kann diese Tatsache füglich als eine Kundgebung für die Kunststrichtung ansehen, die Adolfs Lièche vertritt. Das Urteil lautete einstimmig: an solcher Kunst kann man Freude haben; denn sie ist verständlich, wahr und schön; das ist Kunst für das Volk, nicht Kunst für Auserwählte.

Wir haben hier keine Kunstbetrachtung zu schreiben und unterdrücken darum unsere Meinung über art pour art oder Volkskunst. Nur die eine Zwischenbemerkung grundsätzlicher Natur sei uns erlaubt: Wenn man einen Künstler kennen lernen will, so muß man ihn in einer umfangreichen Gesamtausstellung vor sich haben, die alle störenden